

## Zum Konzept einer Ausbildung in 'Familienpsychologie'

Schmidt-Denter, Ulrich

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmidt-Denter, U. (1989). Zum Konzept einer Ausbildung in 'Familienpsychologie'. *Zeitschrift für Familienforschung*, 1(1), 90-101. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-294484>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

## **Zum Konzept einer Ausbildung in "Familienpsychologie"**

Ulrich Schmidt-Denter

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit alternativen Möglichkeiten, Studierenden im Diplom-Studiengang Psychologie die Ergebnisse von Forschungen im familiären Bereich zu vermitteln. Eine verdienstvolle und viel beachtete Initiative hierzu wurde an der Universität München gestartet. Es wurde ein neuer Schwerpunkt mit Namen "Familienpsychologie" innerhalb des Vertiefungsfaches "Pädagogische Psychologie" in die Diplom-Studienordnung eingefügt (Schneewind, 1987a). An der Universität zu Köln stand nur wenige Semester später ebenfalls eine Neufassung der Studienordnung an. Bei der Formulierung eines neuen Ausbildungskonzepts spielten ähnliche Ausgangsüberlegungen wie in München eine Rolle, jedoch wurden teilweise andere didaktische Schlußfolgerungen gezogen. Beide Positionen werden im folgenden kurz gegenübergestellt.

Schneewind (1987a) plädiert dafür, die "Familienpsychologie" als eine neue psychologische Disziplin in Forschung und Ausbildung zu verankern. Als Begründung für die Bedeutung dieses neuen Gegenstands führt er zwei Argumente an:

1. Die starke Verbreitung bzw. Universalität der Familie. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es 8,17 Mio. Familien mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren. Es handelt sich somit um einen Gegenstand von quantitativer Bedeutung.
2. Aber auch der klassische Gegenstand der Psychologie, das Individuum, verweist auf die Bedeutung der Familie. Alle Individuen sind letztlich unentrinnbar "Familienmenschen", d.h. sie sind eingebunden in Existenzdimensionen des Filialen und Parentalen.

Als Fokus der Familienpsychologie gilt primär das Verhalten und Erleben von Personen in Beziehung zu ihrer Familie. Der eigentliche psychologische Aspekt, durch den sich die Familienpsychologie von anderen Familienwissen-

schaften unterscheidet, betrifft die einzelnen Personen, die in einem Familienverband ihr Leben gemeinschaftlich vollziehen und die sich in der familiären Interaktion als Personen äußern. Diese Interaktionsmuster sind auch ein Produkt kognitiver Prozesse. Die einzelnen Familienmitglieder und ihre Beziehungen zueinander sind kognitiv repräsentiert. Darum muß auch das subjektive Wissen von der Familienrealität ein Bestimmungsstück der Familienpsychologie sein.

Familien lassen sich des weiteren als intime Beziehungssysteme verstehen. Dieses psychologische Verständnis ist weiter gefaßt als der traditionell-rechtliche Familienbegriff, der im wesentlichen auf dem Filiations- und Sorgerechtsprinzip beruht. Durch das weiter gefaßte psychologische Verständnis können auch Lebensformen einbezogen werden, die quasi-familiäre Funktionen erfüllen. Entscheidend ist das Prinzip des gemeinschaftlichen Lebensvollzugs. Da dieses Kriterium auch noch auf andere Gruppen zutrifft, wie z.B. Arbeits-, Sport- oder Freizeitgruppen, wird die Familie eingengter als ein intimes Beziehungssystem bezeichnet. Es unterscheidet sich durch vier Kriterien von anderen sozialen Beziehungssystemen, nämlich durch Abgrenzung, Privatheit, Dauerhaftigkeit und Nähe. Der hohe Grad an interpersonaler Involviertheit ist das zentrale Kriterium des intimen Beziehungssystems.

Eine wesentliche Aufgabe besteht nun nach Schneewind (1987a) darin, die neu entstandene Disziplin "Familienpsychologie" theoretisch zu fundieren. Er beklagt, daß diese Aufgabe noch nicht entschieden genug angefaßt worden sei. Bei vielen Vertretern der Familientherapie existiere sogar eine äußerst mißtrauische bis feindselige Haltung gegenüber einer theoretischen Fundierung. Die vorliegenden Versuche könnten auch eher als einzelne Modelle mit begrenzter Reichweite verstanden werden, die einem strengen Theoriebegriff nicht genügen.

Auch der Boom an systemtheoretischen Betrachtungen, der sich in einer speziellen Familiensystemtheorie niedergeschlagen hat, löst nach Schneewind (1987a) längst nicht alle Probleme. Die Umorientierung von einer individualisierenden zu einer systemischen Betrachtungsweise ist zwar eine Voraussetzung für die familienpsychologische Forschung, jedoch hat diese Umorientierung nach einer Zeitschriftenanalyse von Kaye (1985) hauptsäch-

lich auf rhetorischem Gebiet stattgefunden. Es ist eine Inflation der systemischen Terminologie zu registrieren, was aber fehlt, sind empirische Untersuchungen zur Eltern-Kind-Interaktion und Prozeßmodelle, die Aussagen darüber machen, wie familiäre Interaktionen ablaufen und wie sie das Verhalten und Erleben einzelner Mitglieder steuern.

Als weiteren zentralen Begriff schlägt Schneewind (1987a) die Familienentwicklungspsychologie vor. Dieser beinhaltet, daß es neben dem Kriterium der Dauerhaftigkeit auch einen Wandel in den familiären Regel- oder Interaktionsmustern gibt. Familienentwicklung aus psychologischer Sicht wird definiert als der im Kontext der Familie in wechselseitiger Bezogenheit verlaufende Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung von Individuen. Für diesen Prozeß hat Willi (1985) den Begriff der Koevolution geprägt.

Dabei konstituiert sich durch die Entwicklung einzelner Persönlichkeiten auch eine gemeinsame Familiengeschichte. Die gegenwärtigen Entwicklungszusammenhänge stehen in einem Bezug zur früheren Entwicklungsgeschichte. Frühere Parentalgenerationen hinterlassen ihre Spuren im aktuellen Beziehungsgeschehen. Diese Spuren aufzuzeigen, ist die Aufgabe der psychologischen Familienrekonstruktionsforschung. Es gilt also, transgenerationale Muster des Familienlebens zu analysieren.

Zur Erklärung von Veränderungsprozessen im familiären Geschehen greift Schneewind (1987a) zurück auf Konzepte wie Familienstufen, Familienrollen, Familienkarrieren, Familienentwicklungsaufgaben und auf die Familienstreßtheorie.

Normative und nicht-normative Stressoren führen zu einer Umstrukturierung des familiären Systems. Normative Übergänge im Familienzyklus wären z.B. der Übergang von der Partnerschaft zur Elternschaft oder der Übergang vom Familienleben mit Kindern zum sogenannten leeren Nest. Zu den nicht-normativen kritischen Lebensereignissen gehören z.B. Arbeitslosigkeit, schwere Krankheit oder der frühe Tod eines Familienmitglieds. Viele Übergänge lassen sich aber nur schwer in diese Zweiteilung einordnen, wie z.B. die Scheidung oder Wiederverheiratung von Personen.

Familienentwicklungsprozesse sind aber auch bedingt durch die materielle und soziale Einbettung der Familie. Interaktionsprozesse auf der Mikroebene sind eingebettet in übergeordnete Systeme, wie sie Bronfenbrenner (1977/1978) in seinem ökologischen Entwicklungsmodell beschreibt. Psychologische Prozesse stehen mit den äußeren Rahmenbedingungen in Wechselwirkung.

Ein weiterer Bestandteil der Familienpsychologie ist die spezielle Familiendiagnostik. Gegenüber der traditionellen Psychodiagnostik fallen ihr folgende Aufgabenbereiche zu:

1. Die Analyse von Familieninteraktionen.
2. Das Erfassen des Beziehungserlebens der am Interaktionsprozeß beteiligten Personen.
3. Die Rekonstruktion erlebter und gemeinsam geschaffener Geschichte im Familienkontext.
4. Schließlich geht es aber auch um die Erfassung der objektiven, materiellen und sozialen Bedingungen der Familie und deren subjektive Bedeutung für die einzelnen Mitglieder.

Die familiären Beziehungsaspekte sollten auf verschiedenen Systemebenen untersucht werden, z.B. im Eltern-Kind-Subsystem, dem Partner-Subsystem oder aber auch dem Familiensystem als Ganzem. Nach diesen Gesichtspunkten entwickelten Schneewind, Beckmann und Hecht-Jackl (1985) das Familiendiagnostische Testsystem (FDTS), das die erlebten familiären Beziehungsaspekte erfaßt.

Im Gegensatz zur Familiendiagnostik und anderen Teilbereichen der Familienpsychologie erlebte die Familientherapie einen gewaltigen Aufschwung. Dieser hat jedoch nicht unbedingt zur Verbesserung des wissenschaftlichen Kenntnisstandes beigetragen, denn er vollzog sich zum Beispiel in den USA vielfach außerhalb der akademischen Institutionen und nahm auch ansonsten den Charakter einer Modeströmung an. Nach wie vor fehlt es an einer Therapieprozeßforschung im Bereich der Familientherapie, an Effizienzkontrollen und an einer theoretischen Fundierung. Vielleicht sollte

sich die Forschung auch nicht so sehr auf pathogene Prozesse konzentrieren, sondern im Sinne von Walsh (1982) auf "normale Familienprozesse". Familienpsychologie ist somit weder mit Familientherapie identisch noch profitiert sie notwendigerweise von deren boomartigen Entwicklung.

Schneewind (1987a) plädiert dafür, daß neben der übergewichtigen Familientherapie die umfassendere familiäre Intervention nicht vernachlässigt wird. Die familiäre Intervention geht in ihrem Anspruch über die Familientherapie hinaus, weil sie den Aspekt der Prävention, die Bedeutung sozialer Unterstützungssysteme sowie auf der politischen Ebene Fragen der materiellen und sozialen Ausstattung von Familien einschließt.

In einem krassen Mißverhältnis zur Bedeutung der Familienpsychologie steht ihre Vernachlässigung in der Ausbildung der Studierenden. Indem die akademische Ausbildung die Familienpsychologie vernachlässigt, unterschlägt sie gerade diejenigen Wissensbereiche und Kompetenzen, die die Psychologen in ihren Berufsfeldern benötigen. In ihrer Auswertung einer APA-Umfrage stellten Vandenbos und Stapp (1983) fest, daß 66% der in Beratung und Therapie tätigen Psychologen mit Familienproblemen zu tun haben. Der entsprechende Anteil im pädagogisch-psychologischen Bereich betrug 42%. Von den 148 amerikanischen Universitäten, die durch die Umfrage erfaßt wurden, verfügten aber nur 5 über familienorientierte Ausbildungskonzepte.

Um die entsprechende Situation in der Bundesrepublik Deutschland zu verbessern, richtete - wie bereits erwähnt - die Universität München im Wintersemester 1984/85 im Rahmen des Diplomstudiengangs Psychologie das Vertiefungsfach Familienpsychologie ein. Das Programm umfaßt insgesamt 20 Semester-Wochenstunden. Als wünschenswert, aber im Moment nicht durchführbar, wird die Weiterführung im Rahmen einer postgraduierten Ausbildung bezeichnet. Schneewind (1987a) sieht die Geburt dieser Disziplin durch viele Gefahren bedroht. Zum einen sei das Fach Psychologie so strukturiert, daß andere Teildisziplinen als etablierter, einflußreicher und damit mächtiger erscheinen, wie z.B. vor allem die Klinische Psychologie, die Pädagogische Psychologie oder die Wirtschaftspsychologie. Gefahren für das neue Fach sieht er auch von seiten benachbarter Disziplinen, wie z.B. der Familiensoziologie und der Familientherapie, die sich nach seiner Einschätzung "offensiv bis aggressiv" entwickelt.

Dieser skeptische Ausblick, der Schneewinds programmatischen Entwurf abschließt, war auch Bestandteil der Überlegungen bei der anstehenden Neufassung der Studienordnung an der Universität zu Köln. Es galt, darüber zu entscheiden, welche Grundlagenvertiefungsfächer als Wahlpflichtfächer den Studierenden angeboten werden sollen. Die Wünsche innerhalb der Kommission an diese Liste der Grundlagenvertiefungsfächer war sehr vielfältig. Es entstand eine lange Liste von zwölf Wahlmöglichkeiten, und es war zu überlegen, ob die Familienpsychologie nicht noch hinzugefügt werden sollte, wie es in München modellhaft getan wurde. Die Entscheidung gegen diesen Weg und für ein anderes Ausbildungskonzept soll im folgenden kurz begründet werden. Die Argumente gruppieren sich erstens um studienorganisatorische und zweitens um inhaltliche Gesichtspunkte.

Um die studienorganisatorischen Gesichtspunkte darzulegen, sei noch einmal an die Befürchtung Schneewinds erinnert, die Familienpsychologie könne unter dem Druck der etablierten Teildisziplinen der Psychologie verkümmern. Diese Furcht erscheint als berechtigt. Aus der langen Liste der Vertiefungsfächer müssen die Studierenden nur ein Fach auswählen, was bedeutet, daß bei einer annähernden Gleichverteilung auf die Fächer nur ein kleiner Teil der Studierenden in den Genuß einer familienpsychologischen Ausbildung kommt.

Des weiteren rangiert die Familienpsychologie als Namensneuschöpfung dann neben anderen Namensneuschöpfungen, wie z.B. Kunst-Psychologie, Freizeit-Psychologie, Medien-Psychologie, Rechts-Psychologie u.ä. Es besteht die Gefahr, daß sie im Bewußtsein der Studierenden in eine Art Kuriositätenkategorie gelangt. Zumindest aber läßt sich sagen, daß diese Sammlung an modernen sog. Bindestrich-Psychologien nicht nur bei den Studierenden, sondern auch in der Fachwelt allgemein längst nicht den Stellenwert für sich in Anspruch nehmen kann wie die traditionell fest etablierten Teildisziplinen Allgemeine Psychologie, Entwicklungspsychologie, Pädagogische Psychologie, Sozialpsychologie oder Klinische Psychologie. Die Struktur der Studienordnung stuft also die Familienpsychologie als Vertiefungsfach zwangsläufig als zweitrangig ein und weist ihr den Stellenwert eines sehr begrenzten Spezialgebietes innerhalb des Fächerkanons zur Diplom-Hauptprüfung zu.

Die inhaltlichen Argumente zur Begründung einer familienpsychologischen Sichtweise reichen aber nicht nur dazu aus, ein neues Spezialfach innerhalb der Psychologie zu etablieren. Sie legen vielmehr nahe, daß die familienpsychologische Sichtweise in bezug auf sehr viele Forschungsthemen die prinzipiell angemessene ist; denn - wie schon eingangs erwähnt: Jeder Mensch ist ein Familienmensch. Also muß die Psychologie als ganze stärker familienorientiert betrieben werden, und das Denken in familienpsychologischen Kategorien muß in die Ausbildung aller Studierenden eingehen. Es erscheint somit als günstiger, die etablierten Teildisziplinen der Psychologie unter familienpsychologischen Gesichtspunkten zu reformieren.

Der auf diese Weise verbesserte Stellenwert familienpsychologischen Denkens würde sich auch bei der Neugestaltung der Lehrbücher für die Pflichtfächer positiv bemerkbar machen. Dunne und L'Abate (1978, S. 115) stellten ein regelrechtes "Familiientabu" in psychologischen Lehrbüchern fest. Bei inhaltsanalytischen Auswertungen ergab sich ein durchschnittlicher Seitenanteil von weniger als 1% für familienrelevante Themen. In der Neuauflage des Lehrbuchs zur Entwicklungspsychologie von Oerter, Montada u.a. ist dem Thema Familienentwicklung durch den Beitrag von Schneewind (1987b) dankenswerterweise immerhin eines von 24 Kapiteln gewidmet. Das Lehrbuch zur sozialen Entwicklung (Schmidt-Denter, 1988) verzichtet dagegen auf den expliziten Gebrauch des Begriffs "Familienpsychologie", aber ein großer Teil des Buches entspricht dieser Thematik.

Es läßt sich zeigen, daß diese starke Gewichtung inhaltlich gerechtfertigt ist. In beiden Pflichtfächern, die der Verfasser an der Universität zu Köln vertritt, nämlich Entwicklungspsychologie und Erziehungspsychologie, ist seit je her der größte Teil der Forschungsergebnisse familienpsychologisch relevant. Es fehlten in der Vergangenheit allerdings die entsprechenden Konzepte, die entsprechenden Methoden und in erster Linie vielleicht die entsprechende Sichtweise, um diese Bedeutungsdimensionen zu erfassen. Die didaktische Aufgabe bestände somit darin, den Studierenden diese zu erschließen und zu verdeutlichen.

Das familienpsychologische Denken hat somit eher die Funktion, den bisherigen Wissensstand in der Entwicklungs- und Erziehungspsychologie neu zu



ordnen, in neue Sinnzusammenhänge einzufügen und die weitere empirische Forschung auf einer neuen Grundlage zu betreiben.

Diese Überlegungen werden dadurch gestützt, daß die Familienpsychologie über keine originär eigenen **Konzepte** verfügt, sondern diese aus den klassischen psychologischen Disziplinen herauslöst und unter einer familien- statt individuumszentrierten Sichtweise verwendet. So wird z.B. aus dem alten Stufenkonzept das Konzept der Familienstufen, aus dem Rollenkonzept das Konzept der Familienrollen, aus dem Konzept der Entwicklungsaufgaben das Konzept der Familienentwicklungsaufgaben, aus der Streßtheorie die Familienstreßtheorie und aus der Systemtheorie die Familiensystemtheorie (nach Schneewind, 1987b).

Wenn nun die bisherige individuumszentrierte Sichtweise in der Psychologie ohnehin eine Überabstrahierung darstellte und das Individuum in Wechselwirkung mit seinen Entwicklungskontexten gesehen werden muß, wobei die Familie lebenslang der wichtigste Entwicklungskontext ist, so erscheint es doch zwingend, diese Konzepte gleich in ihrer familienpsychologischen Relevanz zu verdeutlichen. Das familienpsychologische Denken erscheint dadurch auch als das dem Gegenstand angemessene und selbstverständliche. Dies ist ein Lernziel, das ein spezielles Vertiefungsfach kaum zu leisten vermag. Wenn die Berücksichtigung familienpsychologischer Kategorien das Selbstverständliche darstellt und keinen Spezialfall, dann muß sich dies auch in dem Ausbildungskonzept widerspiegeln.

Es sollen nun diese Überlegungen an einem Beispiel aus der Entwicklungspsychologie verdeutlicht werden. Vor etwa drei Jahrzehnten erkannte man aufgrund experimenteller Versuchsanordnungen im Labor, daß Neugeborene komplexe Reizmuster gegenüber einfachen homogenen Konfigurationen und einfarbigen Flächen bevorzugen. Damit wurde von Autoren wie Fantz (1958) und Metzger (1959) die frühere Annahme widerlegt, komplizierte Reizkonfigurationen seien für Neugeborene aufgrund mangelnder sensorischer Fähigkeiten schwerer zu bewältigen als einfach strukturierte. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte eröffneten diese zunächst überraschenden Befunde eine neue Bedeutungsdimension. So führte man mit Hilfe videoteknischer Verfahren Analysen der sozialen Interaktion zwischen dem Säugling und seinen familiären Bezugspersonen durch (z.B. Papousek & Papousek, 1977). Dabei

erkannte man, daß die Wahrnehmungsleistungen des Neugeborenen eine Präferenz für das menschliche Gesicht bedeuten - das vielgestaltig ist - und insbesondere eine Präferenz für das menschliche Auge, das scharfe Konturen aufweist. Die früheren experimentellen Befunde, die lediglich eine Präferenz für Reizkomplexität belegten, waren somit einerseits richtig, andererseits fehlte ihnen aber auch die Einbettung in einen psychologischen Sinnzusammenhang, der sich aus dem natürlichen sozialen Beziehungssystem des Säuglings ergibt.

Dieses Einzelbeispiel darf nun nicht zu der Annahme verleiten, die Kompetenzen und die Verhaltensausrüstung des Säuglings seien lediglich auf soziale Stimuli zugeschnitten, nicht aber auf die Anpassung an ein familiäres System. Daß es sich um die Angepaßtheit an ein im psychologischen Sinne familiäres System handelt, wird durch den sozialen Netzwerkansatz von Lewis und Feiring (1979) verdeutlicht. Danach differenziert das Kind im Laufe des ersten Lebensjahres zunehmend seine soziale Umwelt nach den Dimensionen Vertrautheit, Alter und Geschlecht. Es differenziert das Beziehungssystem nicht nur kognitiv nach diesen Dimensionen, sondern verhält sich auch differentiell, indem es von verschiedenen Personen selektiv entwicklungspsychologisch notwendige Funktionen in Anspruch nimmt, wie z.B. die Pflegefunktion, die emotionale Funktion, die Spiel- oder Lehrfunktion (vgl. Schmidt-Denter, 1984). Individuum und familiäres System bilden spätestens vom Zeitpunkt der Geburt an eine Einheit.

Die Ausführungen zeigen, daß das Entscheidende eigentlich der Perspektivenwechsel ist, wie er schon im Rahmen der ökopyschologischen Wende von Bronfenbrenner (1977/1978) gefordert wurde. Bronfenbrenner kritisierte die traditionelle Entwicklungspsychologie durch den nunmehr schon klassischen Anspruch, sie sei die Wissenschaft fremdartigen Verhaltens von Kindern in fremden Situationen, mit fremden Erwachsenen, in kürzestmöglichen Zeitabschnitten. Er forderte stattdessen Untersuchungen in naturalistischen Kontexten, die Berücksichtigung des funktionalen Wechselwirkungsgeflechts zwischen Individuum und seiner Lebensumwelt, die Untersuchung des Verhaltens in komplexen Beziehungssystemen und die Untersuchung von Adaptationsprozessen über längere Zeitspannen. Er stellte diese Forderungen, damit die Psychologie über Forschungsergebnisse verfügen könne, die etwas zu den brennenden Zeitproblemen aussagen, wie z.B.:

- Wie wichtig ist es für ein Kind, in den ersten drei Lebensjahren von der Mutter betreut zu werden?
- Können Väter Kleinkinder genauso gut betreuen wie Mütter?
- Können Kinder halb- oder ganztags institutionell betreut werden?

Die Forderungen an die Veränderung der entwicklungspsychologischen Forschung stellte Bronfenbrenner aus Sorge um die Familie, gerade weil er sich als Anwalt der Familie versteht, die für die menschliche Entwicklung unverzichtbare Funktionen erfüllt. In ähnlicher Weise sieht Nickel (1988) einen sachimmanenten Zusammenhang zwischen ökopyschologischer Forschung und Familienpsychologie. Diese Veränderung der Forschungsstrategie bringt es automatisch mit sich, daß die Entwicklungspsychologie als solche eine familienpsychologische Ausrichtung erhält, weil die Familie lebenslang der wichtigste Entwicklungskontext ist. Die entsprechenden Beispiele müßten sich darum nicht auf das Säuglingsalter beschränken, sondern man könnte eine analoge Argumentation auch für andere Abschnitte der Kindheit führen, für das Jugendalter und auch für das Erwachsenenalter und für das höhere Lebensalter.

Die Konsequenzen eines ökopyschologischen Perspektivenwechsels in der psychologischen Forschung und Ausbildung sind nicht auf die Entwicklungspsychologie begrenzt. Sie geben auch anderen traditionellen Teildisziplinen- und damit Pflichtfächern - eine familienpsychologische Ausrichtung.

Im Rahmen der Erziehungspsychologie beispielsweise kann die Darstellung mit den seit Jahrzehnten angesammelten Ergebnissen der Erziehungsstilforschung (die noch auf die Individualität des Erziehers bezogen waren) beginnen und schließlich zu den neueren systemischen Prozeßmodellen der Determinanten elterlicher Erziehung etwa nach Belsky (1984) übergehen. Im Rahmen der Diagnostik-Ausbildung können z.B. bei Erziehungsberatungsfällen individuelle Symptome im Zusammenhang mit dem familiären Interaktionsgeschehen gesehen werden. Im Rahmen der Klinischen Psychologie kann eine Ausbildung in Familientherapie angeboten werden. Diese muß nach den Kölner Erfahrungen in keine Frontstellung oder gar in Widerspruch zur empirischen Forschung geraten.

Der Vorteil dieses Ausbildungskonzepts besteht darin, daß man nicht mit einer vermeintlich neuen Disziplin, mit einem Kenntnisstand nahe Null anfangen muß, sondern daß der bisherige Wissensstand der Psychologie größtenteils mit eingebracht werden kann, jedoch in einen neuen Sinnzusammenhang überführt wird. Das familiäre Systemdenken setzt somit den psychologischen Erkenntnisfortschritt allgemein fort. Wird dieses Denken aber auf eine kleine Teildisziplin beschränkt, so könnte dies eher wie eine Rückzugsstrategie in ein familienpsychologisches Reservat wirken, was von der inhaltlichen Bedeutung her nicht gerechtfertigt wäre.

## LITERATUR

- Belsky, J. (1984). The determinants of parenting: A process model. *Child Development*, 55, 83-96.
- Bronfenbrenner, U. (1978). Ansätze zu einer experimentellen Ökologie menschlicher Entwicklung. In R. Oerter (Hrsg.). *Entwicklung als lebenslanger Prozeß* (S. 33-65). Hamburg: Hoffmann & Campe. (Original erschienen 1977: *Toward an experimental ecology of human development*).
- Dunne, E.E. & L'Abate, L. (1978). The family taboo in psychology textbooks. *Teaching of Psychology*, 5, 115-117.
- Fantz, R.L. (1958). Pattern vision in young infants. *Psychological Review*, 8, 43-47.
- Kaye, K. (1985). Toward a developmental psychology of the family. In L. L'Abate (Ed.). *The handbook of family psychology and therapy*. Vol. 1. Homewood: Dorsey, 38-72.
- Lewis, M. & Feiring, C. (1979). The child's social network: Social objects, social functions and their relationship. In M. Lewis & L.A. Rosenblum (Eds.), *The child and its family*. New York: Plenum, 9 - 27.
- Metzger, W. (1959). Die Entwicklung der Erkenntnisprozesse. In H. Thomae (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie*. Handbuch der Psychologie (Bd. 3, 2. Aufl. Göttingen: Hogrefe, 404 - 441.
- Nickel, H. (1988). Familien-Entwicklungspsychologie als Prototyp einer etappenorientierten ökologischen und systemischen Forschung. Vortrag auf dem Symposium "Zur psychischen Entwicklung der Persönlichkeit im Kindes- und Jugendalter" Neubrandenburg/DDR vom 10.05.-13.05.1988.
- Papousek, H. & Papousek, M. (1977). Die ersten sozialen Beziehungen: Entwicklungschance oder pathogene Situation? *Praxis der Psychotherapie*, 22, 97-108.
- Schmidt-Denter, U. (1984). *Die soziale Umwelt des Kindes*. Heidelberg: Springer.
- Schmidt-Denter, U. (1988). *Soziale Entwicklung*. München/Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Schneewind, K.A. (1987a). Familienpsychologie: Argumente für eine neue psychologische Disziplin. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie*, 1, 79-90.

- Schneewind, K.A. (1987b). Familienentwicklung. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (2. Aufl.) München/Weinheim: Psychologie Verlags Union, 971 - 1014.
- Schneewind, K.A., Beckmann, M. & Hecht-Jackl, A. (1985). Das Familiendiagnostische Testsystem (FDTS). Universität München, Institut für Psychologie.
- Vandenbos, G. & Stapp, J. (1983). Service providers in psychology: Results of the 1982 APA human resources survey. *American Psychologist*, 38, 1330-1352.
- Walsh, F. (Ed.). (1982). *Normal family processes*. New York: Guilford.
- Willi, J. (1985). *Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachsens*. Reinbek: Rowohlt.

Anschrift des Verfassers:  
Prof. Dr. Ulrich Schmidt-Denter  
Universität zu Köln  
Psychologisches Institut  
Richard-Wagner Str. 39  
5000 Köln 1